

Ernst-Bloch-Preis 2006

Rede Jörg Altwegg: Laudatio auf Prof. Dr. Dan Diner

Meine Damen und Herren,
sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin,
lieber, verehrter Dan Diner,

Ihre aufmerksamen Leser wissen es: Das zwanzigste Jahrhundert hat nicht in Sarajewo begonnen.

Wir alle haben die Bilder von der berühmten Treppe in Odessa im Kopf. In Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ sind ihre Stufen als Schauplatz der Revolution und einer neuen Ästhetik unsterblich geworden. Von hier aus besichtigt Dan Diner das Jahrhundert. Mit jedem Schritt muss sein Atem länger geworden sein. Und als er die letzte Stufe erklommen hatte, blickte er zurück: über das Schwarze Meer hinaus, auf die Ufer und die Hinterländer, nach Konstantinopel, Byzanz, Troja. „Der Blick“, schreibt Dan Diner, „durchstreift den geschichtsträchtigen Raum von Nord nach Süd, von der Gegenwart in die Vergangenheit.“

Mit dieser Szene eröffnet Dan Diner „Das Jahrhundert verstehen“. Von Odessa aus untergräbt er – es sind seine Worte – das „angemaßte Deutungsmonopol“ der „Achse des ideologischen Gegensatzes“. Die Stadt am Schwarzen Meer wird zum Ausgangspunkt für eine Darstellung von der Peripherie aus. Dan Diner erzählt dieses Jahrhundert, das die Menschheit in ihre tiefsten Abgründe geführt hat, vom östlichen Rande her.

Heute bekommt Dan Diner den Ernst-Bloch-Preis.

Vom westlichen Rande her – aus einer französischen Perspektive - möchte ich Dan Diners Werk und sein Wirken beleuchten. Von Frankreich aus, wo der Einfluss der Intellektuellen deutlicher nachweisbar ist als anderswo und die Grenzen zwischen Geschichte und Gegenwart, Politik und Kultur fließender sind. Frankreich steht nicht im Zentrum von Dan Diners Werk, ist aber Gegenstand einer permanenten Beobachtung und taucht in seiner Biographie auch kurz als Durchgangstation auf.

Es gibt in Frankreich 700 000 Juden und sehr viele jüdische Schriftsteller, Philosophen, Wissenschaftler, die im geistigen Leben eine tragende Rolle spielen. Einer von ihnen war Pierre Vidal-Naquet. Der große Historiker Vidal-Naquet ist natürlich der Name, der sich wie selbstverständlich aufdrängt, wenn man Dan Diners Werk mit einem wertend gemeinten Vergleich beschreiben will. Er erlaubt es aber auch, seinen Umgang mit der Geschichte zu illustrieren. Als Historiker, schreibt Vidal-Naquet in seinen Erinnerungen, habe er „die Menschen und die Ereignisse stets im Licht des Schicksals, dem ich selber entging, beleuchtet.“ Seine Eltern waren laizistische, assimilierte Juden, die an die Republik geglaubt und sich dem Widerstand angeschlossen hatten. Sie starben in Auschwitz.

Die französischen Juden fanden nach dem Krieg in der Kommunistischen Partei eine Familie. Der Kampf gegen den Kolonialismus bewirkte, dass die Ablösung von der Partei nur in Ausnahmefällen 1956 begann. Im Mai 68 manifestierte sich erstmals eine neue Generation von Nachgeborenen. Die meisten Studentenführer waren Juden und der Aufstand auch gegen die KPF gerichtet. Aus ihm ging ein Jahrzehnt später die Neue Philosophie hervor, die erst die Hegemonie des Marxismus in der französischen Kultur zu überwinden vermochte.

Ich darf mir diesen Exkurs nicht nur wegen Dan Diner erlauben. Bis zu ihrem brüskten Niedergang waren der französische Marxismus und Kommunismus so dogmatisch, dass erst nach ihrer Überwindung die Rezeption von Horkheimer und Adorno begann. Auch jene von Ernst Bloch, dessen „Prinzip Hoffnung“ und andere Bücher endlich in Paris erscheinen

konnten. Für Blochs freiheitlichen Geist der Utopie gab es paradoxerweise erst Platz, als im Sog einer ihrerseits ziemlich fanatischen Marxismuskritik jede Utopie und jeglicher Anspruch auf Weltverbesserung dem Totalitarismusverdacht ausgeliefert wurden. Das war kein gutes Klima für den Beginn einer Rezeption.

Erst hinter dem Zusammenbruch des Kommunismus, der die Ideologie der Verdrängung war, kam die Wahrheit über Vichy zum Vorschein. Die Tatsache, dass der zum Fundament der Nachkriegsgesellschaft erklärte Widerstand nur die Angelegenheit einer Minderheit war. Und dass viele Juden in der Résistance Helden waren, die man nach 1945 um ihren Ruhm betrogen hatte, weil ihn die Kommunisten für ihre Legenden und ihre Legitimität beanspruchten.

Es waren die jungen jüdischen Intellektuellen, welche nach der Auseinandersetzung mit dem Marxismus auch mit Vichy und seiner „Ideologie française“ ins Gericht gingen. Man kann diese Prozesse durchaus eine Vergangenheitsbewältigung und eine antitotalitäre Aufklärung gegen beide Ideologien des 20. Jahrhunderts nennen. Frankreich wurde zum Schauplatz ihrer Aufarbeitung, die über verwirrende Prozesse erfolgte. Sie habe neue politische Kriterien und intellektuelle Imperative hervorgebracht, Frankreich aber gleichzeitig in einen Taumel des Erinnerns und des Gedenkens, auch der Selbstbeziehung und des Büssens gestürzt. Die Intellektuellen, die für diese Entwicklung stehen, sind auch hierzulande bekannt geworden: André Glucksmann, Bernard-Henri Lévy, Pascal Bruckner, Alain Finkielkraut. Sie sind die französischen Altersgenossen von Dan Diner. Wann immer man mit ihnen spricht, kommen sie an einem Punkt auf das Schweigen ihrer Väter zu reden. Die epochale Leistung der Söhne ist das erinnern.

Dan Diner hat seine Deutung des Jahrhunderts dem Vater gewidmet, „den das Jahrhundert gelebt hat“.

Als eine unter den Historikern „in Deutschland ganz und gar ungewöhnliche Erscheinung“ hat Michael Jeismann Dan Diner in der F.A.Z. gewürdigt. Das war vor ein paar Monaten, zum sechzigsten Geburtstag. Dan Diner wurde am 20. Mai 1946 geboren, und zwar in Deutschland, wo es damals nicht mehr viele Juden gab.

Seine Eltern hatten sich im Grenzgebiet zwischen Usbekistan und Kirgistan kennen gelernt, wo der Vater Arbeit zu finden hoffte. Er hätte sich lieber in Polen dem Widerstand gegen die Deutschen angeschlossen – doch Juden hatten es auch in der polnischen Résistance nicht leicht.

Die Mutter wurde in Litauen geboren. Nach dem Krieg zog das Ehepaar über Polen und die Tschechoslowakei nach München, wo Dan Diner zur Welt kam, aber sehr schnell weiter über Paris nach Israel. 1954 entschloss sich die Familie zur Übersiedlung nach Deutschland – eine Heimkehr kann man das nicht nennen.

Dan Diner studierte in Frankfurt Rechtswissenschaften und Geschichte. Er promovierte mit einer Arbeit über den „Einfluss von Kriegsbegriff und Waffenstillstandsvertrag auf das Kriegsende im modernen Völkerrecht“. Seine Habilitation erfolgte 1980. Dan Diner lehrte in Dänemark und in Tel Aviv. 1999 wurde er zum Direktor des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte an der Universität Leipzig berufen. Er verbindet diese Tätigkeit mit einem Lehrauftrag in Jerusalem.

„Heimat und Heimatlosigkeit“ habe Dan Diner in seinen frühen Jahren erfahren, schreibt Michael Jeismann in seinem Geburtstagsartikel. In Israel und in Deutschland. Neben „Selbstbewusstsein“ habe er auch die „Sensibilität für das Unwahrscheinliche einer festen Identität“ auf den Weg mitbekommen, für „das erinnern und das Vermeiden“. Dan Diner selbst spricht von einer „Umsetzung in Begriffe“.

Er formuliert diese Begriffe mit extremer Zurückhaltung, und er geht behutsam mit ihnen um. Es gibt bei Dan Diner keine Systeme, in die er die Welt verpackt, und keine Schlagworte, die er als Etikette darauf klebt. Er hat nie behauptet, das 20. Jahrhundert habe in Odessa begonnen, obwohl ein etwas reißerischer Buchtitel dem Essay mehr Resonanz auch in der breiten Öffentlichkeit vermittelt hätte. Gleichwohl hat sich seine Quintessenz durchgesetzt: der geographischen Veränderung der Konflikte entspricht ihre zeitliche Verlängerung. Mit dem Ende des Kalten Kriegs sind sie unkontrollierbarer geworden.

Den Antiamerikanismus hat Dan Diner 1993 in „Verkehrte Welten“ beschrieben und nach dem 11. September 2001 seine Analyse aktualisiert. Er weist Bezüge zu Frankreich und zu Deutschland auf. Die Franzosen haben es den Amerikanern nie verziehen, dass sie von ihnen befreit werden mussten. Im Gegensatz zu André Glucksmann und Pascal Bruckner, die den Antiamerikanismus für eine Ideologie halten, nennt ihn Dan Diner ein hartnäckiges Ressentiment. Das ist weniger plakativ, trifft aber den Kern der Wahrheit genauer.

Absolut vorbildlich war sein Verhalten im unseligen Historikerstreit mit seinem Systemvergleich. Vor dem Hintergrund ihrer eigenen marxistischen, maoistischen, trotzkistischen Vergangenheit und ihres Schwärmens für Castro und Pol Pot haben die bekehrten französischen Intellektuellen den Thesen und Ansätzen von Ernst Nolte viel Verständnis und Sympathie entgegengebracht. Das ging von François Furet bis zum „Schwarzbuch der kommunistischen Verbrechen“, das Stalin eine höhere Zahl von Opfern bescheinigte als Hitler.

Weil er im Gegensatz zu seinen französischen Kollegen keine eigene marxistische Vergangenheit aufzuarbeiten hatte und vom GULag nicht erst durch Solschenizyn, sondern wahrscheinlich vom eigenen Vater gehört hatte, entzog sich Dan Diner dieser widerlichen Debatte. Er prägte in ihrem Umfeld für Auschwitz den Begriff des „Zivilisationsbruchs“, der ein bedeutender Beitrag zum Verständnis des 20. Jahrhunderts geworden ist. Dass man ihn auch noch in fünfzig oder hundert Jahren brauchen kann, steht jetzt schon fest.

Mit dem Schlagwort vom Krieg der Kulturen und Religionen mögen andere hausieren, Dan Diner weiß, dass man in diesem Spannungsfeld nicht mit den Begriffen von Feind und Freund argumentieren kann. Seine politischen Analysen sind pragmatisch – und meistens ihrer Zeit voraus. „Israel in Palästina“ lautete der Titel seiner Habilitationsschrift. Schon vor einem Vierteljahrhundert schrieb er, der Nahostkonflikt sei unlösbar, „solange Israel nicht auf die Fortsetzung der Landnahme verzichtet und den Palästinensern nicht auch von sich aus das Recht zur Unabhängigkeit in Palästina einräumt.“

Gleichwohl ist sein Buch „Über den Stillstand in der islamischen Welt“ unerbittlich. Oder gerade deswegen: weil der Autor seine Bestandesaufnahme ohne jegliches Vorurteil formuliert. „Versiegelte Zeit“ lautet der Titel. Der wirtschaftliche wie kulturelle Rückstand des Islams ist für Dan Diner auch unterschwellig keineswegs Anlass für irgendeine zivilisatorische Überheblichkeit oder gar Schadenfreude. Der Befund konstatiert und bedauert vielmehr die Schwierigkeit des Dialogs, den Dan Diner auch mit der Dramaturgie seines Werks in Gang zu bringen versucht. Alle Kapitel greifen Doppelthemen auf: Kalter Krieg und Modernisierung, Politische Theologie und Bürgerkrieg, Islam und Judentum, Hindus und Muslime lauten einige der dualen Kapitelüberschriften. Die anderen sind nach dem gleichen Muster gehalten. Bis auf eine Ausnahme: „Ein Gott, ein Buch“.

Dan Diner hat „Versiegelte Zeit“ dem 2004 verstorbenen Maxime Rodinson gewidmet, einem Franzosen, Juden, Kommunisten und Islamexperten. Rodinson verweist auf die französische Islamdebatte, die sehr viel infamer geführt wird als die deutsche. Rodinson wurde gewissermaßen als Kronzeuge für die Rückständigkeit des Islams, die er uns auch noch aufzwingen wolle, zitiert, und zwar vom Philosophen Robert Redeker in der angesehenen Zeitung „Le Figaro“. Seit Wochen lebt Redeker im Untergrund, muss alle paar Tage seine Unterkunft wechseln und von Polizisten beschützt werden.

Diese hässliche Affäre illustriert das in Frankreich herrschende Klima. Vor einem Jahr brannten täglich Hunderte von Autos. Nach dem Beginn der Intifada und dem 11. September waren wiederholt Synagogen und jüdische Schulen in Brand gesteckt worden. Die Banlieues wurden zum Nebenschauplatz des Nahostkonflikts. Die Zahl der Juden geht leicht zurück, weil es eine neue Auswanderung nach Israel gibt. Aber in der Revolte der Jugendlichen geht es genauso um die unbewältigte kolonialistische Vergangenheit. Generell um eine Konkurrenz der Opfer. Jetzt werden auch die Verbrechen des Kolonialismus und des Algerienkriegs mit jenen Hitlers verglichen und zur Aufwiegelung der ethnischen Minderheiten benutzt. Die intellektuellen Debatten drehen sich um Heidegger und die Gaskammern. Das literarische Buch des Jahres sind fiktive Memoiren eines SS-Offiziers, der nichts bereut. Die Historiker protestieren gegen neue Gesetze, die eine positive Darstellung des Kolonialismus in den Schulbüchern verlangen. Oder das Leugnen des Genozids an den Armeniern mit Gefängnisstrafen bekämpfen wollen.

Diese Orientierungslosigkeit ist eine Folge der chaotischen Rückkehr der Vergangenheit. Eine andere ist die ungenierte Präsenz der neofaschistischen Rechten um Le Pen. Frankreich war nicht nur die Bühne der Grossen Revolution, die die Welt veränderte – es ist auch das Welttheater, auf dem die Überwindung der Ideologien und Totalitarismen des 20. Jahrhunderts in immer neuen Remakes nachgespielt wird. Mit diesen verwirrenden Prozessen erscheint es unvermittelt als Zentrum und Schauplatz von Dan Diners Kampf gegen die „Deutungshoheit der Achse des ideologischen Gegensatzes“.

Wenn man „Das Jahrhundert verstehen“ vor dieser Kulisse des französischen Kontexts liest, fällt es einem manchmal wie Schuppen von den Augen. Auf mehreren Seiten befasst sich Dan Diner vor der Shoa mit dem Genozid an den Armeniern. Er situiert ihn keineswegs an der Peripherie des Zwanzigsten Jahrhunderts oder gar als „asiatische Tat“, als die einst Nolte den Gulag bezeichnete, um mit dem Klassenmord den Rassenmord zu relativieren. Dan Diner geht der Frage der Zusammenhänge – auch der kausalen – keineswegs aus dem Weg. Aber er bringt eine geradezu selbstverständliche Ordnung in die Polemik. Man kann nach der Lektüre schlicht nicht mehr fassen, wie es vor zwanzig Jahren einen Historikerstreit geben konnte. Und dass sich in Frankreich Parlamentarier bemüht und berechtigt fühlen, ein Gesetz über das Leugnen des türkischen Genozids zu erlassen.

Noch direkter von den französischen Zuständen inspiriert scheint Dan Diners Warnung vor der Loslösung des Holocausts aus seinem historischen Kontext. Aber natürlich gibt es den Rummel des Gedenkens auch anderswo. Er hat zu den bekannten Relativierungen und Gleichsetzungen geführt, welche auch die Historiker vor neue Herausforderungen stellen.

Am 27. Januar dieses Jahres hat Dan Diner im Sächsischen Landtag in Dresden eine Geschichte erzählt. Sie handelt von der gemeinsamen Angst einer KZ-Insassin und einer SS-Wärterin während der englischen Bombenangriffe auf Dresden. Es ist ein überaus würdiger, mehr narrativer als historischer Versuch, die Besonderheit des Holocausts nicht aus den Augen zu verlieren auch angesichts des Gedenkens an die deutschen Opfer im Krieg. Es wird bei Dan Diner keineswegs vernachlässigt – er widmet seiner Notwendigkeit und seiner Berechtigung am Schluss des Kapitels „Gedächtnis und Genozid“ bedenkenswerte Seiten. „Tod ist nicht gleich Tod“, hat Dan Diner sein Gleichnis, das auf einer wahren Begebenheit beruht, überschrieben.

Als Ignatz Bubis für das Amt des Bundespräsidenten im Gespräch war, fand dieser Vorschlag bei den jüdischen Intellektuellen Frankreichs begeisterte Zustimmung. Von Dan Diner kamen die interessantesten Vorbehalte. Hätte es mit einem jüdischen Kanzler einen Kniefall in Warschau geben können, könnte ein Jude im Namen Deutschland um Verzeihen bitten?

Den Kniefall hat es gegeben, er bleibt ein großartiges Symbol. Wie aber geht es weiter? Dan Diner hat die Bedeutung der Juden als Gegenstand der Geschichte unterstrichen. Einer Geschichtsschreibung, die im Zuge des europäischen Zusammenschlusses immer transnationaler wird – wie die Nationalstaaten auch. Kann ein europäischer Verfassungspatriotismus die Nation als Schicksalsgemeinschaft ersetzen? Aus meiner Sicht, die keine jüdische ist und keine deutsche sein kann, ist ein jüdischer Bundespräsident in Berlin nicht nur vorstellbar, sondern eine Vision. Fast schon eine Utopie.

Wenn man sich angesichts einer gerade im Vergleich zum zeitgenössischen Frankreich vorbildlichen politischen Kultur die Frage nach jüdischen Intellektuellen in Deutschland stellt, fallen einem sehr schnell ein paar Namen ein. Henryk Broder, Michael Wolffsohn, Maxim Biller, Raphael Seligmann. Dan Diner ist nicht der lauteste von ihnen. Aber auch ihn hat man zur SS-Vergangenheit von Günter Grass befragt. Er nannte die Geschichte eine Lappalie, die Lebenslüge eines selbsternannten moralischen Gewissens jedoch äußerst schäbig.

Grass hat bekanntlich auch nur den Nobelpreis für Literatur bekommen. Die Anfrage von Klaus Kufeld, heute die Laudatio auf Dan Diner zu halten, kam an dem Tag, an dem ich den Nachruf auf Pierre Vidal-Naquet schreiben musste. Sein Tod hat mir die Leere in Frankreich bewusst und mich auf Dan Diner ganz besonders neugierig gemacht. „Da er sich auch als militanter, politisch engagierter Intellektueller strikte an die intellektuellen Grundregeln hielt“, steht im Nachruf auf Vidal-Naquet, „blieb er auch nach dem Zusammenbruch der Ideologien in der Krise der Intellektuellen so etwas wie ein intellektuelles Gewissen des Landes“.

Ich würde das gerne auf Deutschland und Dan Diner transponieren. Aber der Begriff des „moralischen Gewissens“ gehört nicht zu jenen, in die Dan Diner seinen existentiellen Hintergrund übertragen hat. Und es geht ja auch nicht darum, den Träger des Ernst-Bloch-Preises, den Grass nun wohl endgültig nicht bekommen wird, nach moralischen Kriterien zu würdigen. Seine intellektuelle Lauterkeit steht nicht zur Diskussion. Obwohl wir ihm nicht alles auf Wort geglaubt haben.

„Das Jahrhundert vermag so seinen Zeitgenossen entrückt, vergangen und historisch erscheinen“, schreibt er in der Einleitung zu seiner Besichtigung. Das sei sein Ziel, will er uns glauben machen, und damit begründet er seinen – so formuliert er es selber – „räumlichen und zeitlichen Verfremdungseffekt“. Der Leser durchschaut den genialen dramaturgischen Trick natürlich umgehend und verzeiht ihm am Ende des Buchs als Selbstschutzmaßnahme eines Historikers, dem vor seinem gewaltigen und in der Tat kühnen Unterfangen etwas schwindlig wird. Das exemplarische Gelingen beruht auf dem Scheitern dieses Vorsatzes.

Ich will jetzt gar nicht sagen, dass das Resultat dieser Dramaturgie der Dezentralisierung unser Geschichtsbewusstsein so nachhaltig bestimmen wird wie Eisenstein mit seinen Szenen auf der Treppe von Odessa unsere ästhetische Wahrnehmung der Revolution prägte. Das Gelingen ist deshalb exemplarisch, weil es für den waghalsigen Ritt auf dem schmalen Grat zwischen Geschichte und Gegenwart steht, auf dem sich Dan Diner auch in seinen vielen Artikel für Zeitungen bewegt.

Er vermittelt uns mit seiner dezentralisierten Darstellung aus den Ruinen des ideologischen Gegensatzes neue Perspektiven und Einsichten. Aber sie entrücken uns das 20. Jahrhundert, mit dem wir noch lange nicht abgeschlossen haben, in keiner Weise. Sie machen uns vielmehr bewusst, wie sehr es in den veränderten Konstellationen, Kriegen und Konflikten weiterlebt.

Wir freuen uns noch immer über den Zusammenbruch dieser beiden Ideologien. Und wir freuen uns über den Ernst-Bloch-Preis für Dan Diner. Ihr Werk, verehrter Preisträger, deutet nicht nur die Welt, die uns die alten Totalitarismen hinterlassen haben. Es deutet an, wie wir mit den neuen Gefahren und ihren Ideologien umgehen können, um eine Wiederkehr der

absoluten Unmenschlichkeit zu vermeiden. In diesem Sinne ist es auch Anlass zu begrenzter Hoffnung.